

Zahl mir was, Kleiner

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **24 (1956)**

Heft 10

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zahl mir was, Kleiner

von

STORNOWAY

Die Freudenhäuser von Panama City unterscheiden sich kaum von denen irgendeiner anderen Hafenstadt. Mit sechzehn ging ich zur See, heute bin ich sechsundzwanzig und ihr könnt mir glauben, ich kenne die Welt. Ich war fast überall, wo Schiffe hinfahren und ich kenne die Bars und Bumslokale und die unzähligen Bordelle, in denen Matrosen gewöhnlich landen, sobald ihr Schiff an irgendeinem Pier festmacht. Dort geht's dann los, Alkohol, Liebe; alles verlangen sie und sie sind mit allem zufrieden. Wenn es sie nur für die Eintönigkeit an Bord entschädigt, für die endlosen Tage auf See, abgeschnitten von der übrigen Welt und immer unter Männern. Das ist nun einmal ihre Art. Die Reeperbahn in Hamburg, die »Goldene Meile« in Genua, die dunklen Gassen von Yokohama, Sydney und Buenos Aires, ich kenne sie alle. Sie sind sich alle sehr ähnlich und ihre Mädchen auch. Mag sein, dass sich die Damen äusserlich unterscheiden, nach Hautfarbe, Rasse und Nationalität; aber sie verkaufen doch alle dasselbe und sie tun es überall mit der gleichen Teilnahmslosigkeit. Matrosen in fremden Häfen sind einsame Menschen. Was wir gerne möchten, das kaufen wir uns und manchmal zahlen wir recht teuer dafür. Aber es macht uns nie zufrieden. Synthetische käufliche Liebe macht einen Mann nie ganz zufrieden.

Es war vor einigen Monaten in Panama City. Ich ging damals eine dieser Strassen hinauf, ich glaube, es war sogar die verrufenste und ich fühlte mich alles eher als glücklich. Sechzehn Tage seit Amsterdam auf See und das war mein erster Landurlaub. Ich wusste, dass ich es tun würde, obwohl ich es gar nicht wollte und ich wusste auch, was ich dafür bezahlen würde, obwohl ich es mir nicht leisten konnte. Meinen Kameraden vom Schiff war ich durchgegangen, ich hatte in den letzten Tagen einfach genug von ihnen gesehen, ich brauchte wieder einmal neue Gesichter um mich. Ich fühlte mich verlassen, verraten, verkauft, und war zu allem bereit.

Die Bars waren voll, die meisten sogar übertoll. Ich fand aber zufällig noch eine mit etwas Platz darin, laut war sie freilich genau so. Für einen Dime die Platte brüllte ein Musikschränk lateinamerikanische Rumbas in den Raum, und dann sass auch noch eine kleine Negerkapelle herum, bereit, sofort weiterzumachen, wenn der Musikkasten einmal aufhörte. Es war heiss, laut und ziemlich kitschig, aber immerhin war es ein Platz, wo ich bleiben und mich hinsetzen konnte. Alle Männer in der Bar schienen irgendetwas mit der Handelsmarine zu tun zu haben, oder waren Soldaten in Zivil. Jedenfalls schwärmte dazwischen ein Dutzend Frauen herum, die bestimmt zum Haus gehörten und deren Hautfarbe von Kaffeebraun bis Pechschwarz reichte.

Ich bestellte mir einen grossen Whisky mit Eis. Ein Mädchen kam. Kaffee mit Milch hätte man zu ihrer Haut sagen können. Ich schätzte sie

auf sechzehn Jahre und dass sie schon fünf oder sechs Jahre beim Geschäft sein musste. In Panama fangen sie sehr früh damit an. In zwei oder drei Jahren würde sie fertig sein. Sie sah jetzt schon ziemlich angeschlagen aus. Sie warf einen Arm um meine Schultern und zog meinen Kopf ganz zu sich heran. Ihre freie Hand liess sie zwischen meine Beine fallen und begann zu drücken. Dazu lachte sie ihr leeres, gekünsteltes Lachen, das du im Gesicht jeder Hure sehen kannst, wenn sie das Geschäft meint.

«Zahl mir einen Drink». Damit fängt es in Panama immer an. «Zahl du mir einen», lud ich sie ein. Sie hatte hässliche Zähne, ich wollte mit ihr nichts zu tun haben.

«Möchtest du Liebe machen? Vier Dollars. Sehr gut.»

Das wollte ich eigentlich machen, aber ich wollte es nicht mit ihr machen und ich sagte es ihr.

«Dann zahl mir einen Drink». Sie blieb fest wie alle Huren.

«Zahl du mir einen», ich konnte auch fest bleiben.

Sie zuckte die Achseln. «Wohl zu spät aufgestanden», sagte sie. Als sie einsah, dass bei mir nichts zu holen war, wandte sie sich dem Mann neben mir zu.

Ich hatte ihn während der kurzen Zeit, die ich in der Bar war, beobachtet. Er war bald nach mir hereingekommen, aber nicht von der Strasse. Am äussersten Ende der Bar führte eine Treppe zu den Räumen im oberen Stockwerk hinauf. Von dort war er gekommen. Ich konnte mir denken, dass er dort eine zeitlang mit einer der Huren beisammen gewesen war. Er war jung, vielleicht neunzehn Jahre alt, und ich erkannte in ihm sofort den Handelsmatrosen. Er war sehr hübsch; mit seiner hellen Gesichtsfarbe konnte er irgendeiner nordischen Rasse angehören. Ich hielt ihn für einen Engländer. Als er sich etwas zu trinken bestellte, glaubte ich den Akzent zu erkennen, soweit das bei dem ohrenbetäubenden Lärm in der Bar möglich war. Er trank seinen grossen Gin-Soda sehr schnell aus und bestellte einen zweiten. Was mir an ihm auffiel, war der verzweifelt unglückliche Ausdruck in seinem Gesicht. Das interessierte mich. Er war doch gerade von oben gekommen; eine Weile sollte auch eine Vier-Dollar-Liebe einen Mann zufrieden machen können. Am nächsten Tag ist es etwas anderes, wenn man wieder auf dem Schiff ist in kalter Salzlufte, mit der See und dem klaren Himmel um sich. Dann versucht jeder die ganze schmutzige Angelegenheit zu vergessen, oder er lügt sich selbst etwas vor und verherrlicht sie vor seinen Freunden, aber sie glauben ihm nicht, weil sie selbst den ganzen Zauber kennen.

Sie versuchte es bei ihm mit den gleichen Mitteln wie bei mir. Sie hatte einen Arm um seinen Nacken gelegt und mit ihrer freien Hand war sie zwischen seinen Beinen.

«Zahl mir einen Drink». Ich konnte es nicht hören, aber ich sah, wie sich ihre Lippen bewegten.

Er schien sie nicht zu sehen und für das Drücken ihrer Arme und Hände war er anscheinend gefühllos.

«Möchtest du Liebe machen?»

Er sagte nichts und rührte sich nicht. Er sass nur da und starrte sein Glas an. Wieder zuckte sie die Achsel und schob mit wippendem Hinter-

teil ihre kaffeebraunen Verheissungen an das nächste Opfer heran. Ich glaube nicht, dass der Junge sich auch nur eine Sekunde ihrer Gegenwart bewusst geworden war.

Er nahm ein Päckchen Zigaretten heraus, fingerte in den Taschen nach Streichhölzern herum, ich warf ihm mein Feuerzeug zu. Er nahm es, schaute mich kurz an und sagte kein Wort. Dann wandte er sich wieder seinem Gin zu. Unfreundlich, dachte ich mir, aber vielleicht fühlt er sich nur einsam und ist unglücklich.

Ich wandte mich dem Tanzparkett zu. Der Musikautomat schwieg, dafür spielte die Negerkapelle Jazz. Einige Männer tanzten, einer oder zwei mit Frauen. Die meisten sassen an der Bar, manche von Mädchen umringt und jeder in einem anderen Stadium fortgeschrittener Zärtlichkeit. Immer wieder verschwand einer mit einem Mädels nach oben und kam allein zurück. Mir fielen zwei Burschen auf, die in bester Laune die Treppe herunterkamen. Sie stellten sich zu dem Stummen neben mir.

«Du warst schnell fertig, Johnny», bemerkte einer von ihnen.

«War sie gut? Meine war prima.»

«Sie war in Ordnung», antwortete Johnny unbeteiligt.

«Mach' Schluss mit dem Zeug und lass uns hier verschwinden», sagte der andere. «Gehen wir zum Dschungel, da gibts tolle Dinger. Einmal war ich dort, da haben sie gerade gezeigt, wie»

Johnny drehte sich halb zu mir um und sah mich an. «Ich nicht», sagte er. «Geht ihr zwei. Ich trink noch einen mit dem Yank da. Vielleicht komm' ich später nach. Haut jetzt ab.»

Er sah aus, als wollte er mich um etwas bitten, während er mit ihnen sprach und mich dabei ansah. Ich beschloss mitzumachen, ganz gleich was dabei herauskommen würde. Ich war neugierig geworden.

«Bist du'n Seemann?» wandte sich einer von den beiden an mich.

Ich sagte ja.

«Warum kommst du dann nicht mit?»

«Nein, ich bleib' noch eine Weile hier mit Johnny. Vielleicht seh'n wir uns später.»

Die beiden waren prächtige, einfache Kerle. Zu irgendeiner anderen Zeit hätte ich gerne mit ihnen die Runde gemacht, aber heute wollte ich draufkommen, was mit Johnny los war. Ich hatte keine blasse Ahnung von dem Kleinen, aber er gefiel mir, und ich wollte ihn näher kennen lernen. Die anderen gingen. Johnny drehte sich verlegen zu mir um.

«Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich das gesagt habe», begann er. «Ich wollte einfach nicht mit.»

«Schon in Ordnung, aber wie wusstest du, dass ich ein Yank bin?», fragte ich.

«Du siehst aus wie einer. Ich habe dich beobachtet», sagte er. «Aber wie wusstest denn du, dass ich Johnny heisse?»

«Deine Freunde haben dich ja so genannt; und dann — ich habe dich auch beobachtet.»

Zum ersten Mal lachte er, und sein Lachen gefiel mir.

«Ich möchte dich gerne zu etwas einladen», fuhr er fort und wurde verlegen. «Ich habe aber leider mein ganzes Geld der Nutte oben abge-

liefert und bin ziemlich pleite. Um die Wahrheit zu sagen, ich bin vollkommen pleite. Könntest du mir noch einen zahlen?»

Er bettelte mich nicht einfach um einen Drink an, als er das sagte. Wir waren beide Seeleute, Grund genug, sich wie Brüder zu benehmen. Ich hab' ihm einen Gefallen getan, und das machte uns zu Freunden. Landratten sehen uns gerne ein bisschen von der Seite an, und ich kann es ihnen nicht einmal übel nehmen. Wir sind Zugvögel auf allen Meeren, ohne festes Daheim, und ganz kann man uns eigentlich nie trauen. Weil wir schwer woanders unterkommen, trifft man uns immer in diesen Spelunken, wo wir meist nur bei unseresgleichen Anschluss finden. Dass wir alle Seefahrer sind, bindet uns aneinander, und kein Band auf dieser Welt hält stärker zusammen. Leute vom Festland können das nicht verstehen, für sie gibt es so etwas nicht. Ich zahlte dem Jungen gerne einen Gin. —

«War sie's wenigstens wert?», fragte ich.

Er grinste verlegen, wurde rot und wieder kam der unglückliche Blick in seine Augen. «Nein.» Eine Weile schwieg er.

«Ich konnte mit ihr nichts anfangen», fuhr er fort. «Als ich dort oben war, konnte ich nichts anfangen. Einfach nichts.»

Er tat mir leid. «Das passiert uns allen einmal. Vielleicht warst du schon zu voll. Ich würde mich nicht ärgern.»

«Ich habe nicht so viel getrunken», verteidigte er sich. «Zwei Gläser, das war alles, bevor ich hinaufging. Es war auch nicht das erste Mal. In Barcelona ist es mir schon einmal passiert. Ich ging mit einem Mäd'el hinauf und wollte es tun. Aber als es so weit war, war ich unbrauchbar.»

«Trotzdem, so etwas kommt vor.»

«Werde ich immer unbrauchbar sein?» sagte er, ohne auf meine Worte zu achten. «Nachts liege ich in meiner Koje und träume und weiss, dass ich nicht unbrauchbar bin, aber an Land, wenn es so weit ist, kann ich's einfach nicht machen.»

«Ich würde mir trotzdem keine Sorgen machen», wandte ich ein. «Was man in so einem Hurenhaus bekommt, ist schliesslich nie sehr anregend. Mit einem netten M«ädel an Land würde es anders sein. Ganz bestimmt.»

«Eben nicht, verstehst du», sagte er. «Ich hatte einmal ein Mäd'el in England; ich kannte sie schon lange und hatte sie gerne. Eines Abends gingen wir zusammen tanzen. Nachher wollte sie es. Aber es war ganz dasselbe. Ich konnte es nicht machen.» Er trank aus, und ich bestellte ihm noch einen. Nach einigen grossen Gläsern fiel ihm das Sprechen leichter. Er erzählte mir von sich, von seiner Heimat, von seinem Leben auf See und von seinem Schiff. Wie jeder Seemann war er eigentlich nur auf See glücklich und doch sagte er, dass es Zeiten gäbe, wo er dieses Leben hasse. Er sagte das wie alle Matrosen; aber sie wissen, dass das nur Gedanken sind und dass sie sich damit selbst etwas vormachen.

«Manchmal frage ich mich, ob ich anders bin», sagte er wieder. «Meine Kameraden an Bord haben alle ihre Mädchen zu Hause, und wenn sie an Land gehen, ist bei ihnen alles in Ordnung. Nur bei mir nicht. An den Mädchen kann es nicht liegen, also liegt es wohl an mir.»

Es wurde spät. Die Negerkapelle hatte Schluss gemacht; die meisten

Matrosen waren gegangen, nur einige sassen noch herum, alle ganz schön blau. Einer oder zwei lehnten schlafend auf den Tischen. Die Mädchen waren noch immer da, aber sie strengten sich nicht mehr an. Hie und da warf jemand eine Münze in den Spielautomaten. In wenigen Stunden würde Johnny's Tanker auslaufen, Richtung England. Ungefähr zur gleichen Zeit würde mein alter Kasten nach San Francisco losdampfen. Zufällig lagen unsere Schiffe am gleichen Pier fest. Wir nahmen ein Taxi nach Balboa, zurück zu den Schiffen. Wir waren schon fast dort, als Johnny sagte: «Auf der anderen Seite des Kanals gibt's einen Strand. Ich möchte baden.»

«Was, mit den Haien?» Ich wusste, dass es dort Haie gab und ich hatte richtig Angst vor den Biestern.

«Ich schwimm' schon nicht weit hinaus. Und wenn schon, was machen die paar Haie? Wenn mir einer da vorne etwas wegbeisst, wird es mir gar nicht abgehen, nach dem was heute nacht passiert ist. Komm mit!»

Es war heiss und feucht, wie die Nächte in der Kanalzone sind, kaum kühler als der Tag. Ich dachte mir im Stillen, jetzt baden ist eigentlich keine schlechte Idee. Wir bezahlten das Taxi und fuhren mit der alten Autofähre, die die ganze Nacht verkehrt, über den Kanal. Wir mussten einige Meter durch dichtes Gestrüpp gehen, dann kamen wir an einen sandigen Strand und gingen bis an sein Ende.

«Ich glaube, hier ist niemand ausser uns», sagte Johnny und zog sich aus. Ein Goldstrahl zuckte durchs Mondlicht, als er über den Sand in die Brandung lief. Sekunden später war ich bei ihm. Wir warfen uns in die Brecher, aber wir blieben nur so lange im Wasser, bis wir abgekühlt waren. Zurück am Strand legten wir uns in den Sand, so wie wir waren und rauchten eine Zigarette. «Vor Sonnenaufgang brauchen wir nicht zurück sein», sagte Johnny. «Am liebsten möchte ich überhaupt nicht mehr zurück. Ich hab's gern, einfach hier zu liegen, mit dir, unter den Sternen. Es ist besser als diese Bars und die Weiber!» Das klare Licht der Sterne war über uns; wir lagen Seite an Seite und nur der Lärm der Brandung und vereinzelte Vogelschreie mischten sich in die Stille.

Plötzlich legte Johnny seine Hand in meine, drehte mir sein Gesicht ganz nahe zu und schien zu ruhen. Nach einer Weile sah er mich an — —

Eine Stunde später. Der Mond war untergegangen, die Sterne verblasst und das erste Licht des Morgens zog am Himmel auf. Noch fünf Minuten, dann würde es heller Tag sein. Wir standen auf, klopfen den Sand ab und zogen uns an. Dann machten wir uns auf den Weg, zurück zur Fähre, zurück zu unseren Schiffen.

«Ich glaube, jetzt weiss ich es», sagte Johnny langsam, als wir wieder am Kai standen. «Ich hätte es schon früher wissen können.»

«Bist du böse?» fragte ich ihn. Ich hatte ein wenig Angst vor seiner Antwort.

«Nein, ich bin nicht böse, wenn das die Wahrheit ist. Ich glaube, einmal musste ich das erfahren. Aber ich bin glücklich, dass du es warst, den ich heute nacht traf, Joe. Ich glaube, ich war nahe daran aufzugeben. Alles. Ich bin neugierig, ob wir uns einmal wiedersehen.»

«Die Welt ist klein», sagte ich. Es war nicht das, was ich sagen wollte, aber mir fielen die richtigen Worte nicht ein.

«Mit einer Menge Wasser drauf. Aber ich werde dich nicht vergessen, Joe.» —

Wir gaben uns die Hand. Mit einem Lächeln ging er.

Eine Stunde später legte der Tanker vom Kai ab und drehte seinen Bug zum Kanal hinaus, Richtung Atlantik. Männer standen in Gruppen an Deck, einige arbeitend, andere nur so.

Abseits von ihnen stand ein Einzelner, Johnny.

Ob er sich so einsam fühlte wie ich?

Das zählte nicht.

Wenn er nur auch glücklich war wie ich.

Uebersetzt von ChocJo.

Es ist brieflich und mündlich schon oft von nicht sprachenkundigen Kameraden der Wunsch geäußert worden, die Kurzgeschichten und Artikel in ihre Sprache übersetzt lesen zu können. Hier haben wir die Uebersetzung einer englischen Story bekommen, die einen ganz eigenen Ton anschlägt. Keine Atmosphäre für zimperliche Leser, aber eine Geschichte unter Männern, die zweifellos eine ehrliche Aussage und ein aufrichtiges Bekenntnis ist. Sie mag auch so gelesen und aufgenommen werden; zudem ist diese Uebersetzung auch sprachlich ein kleines Meisterwerk.

Rolf.

Klassenlose Gesellschaft oder selbstbewusste Distanz?

Kürzlich meinte einer meiner Bekannten: was ihn an gewissen Lokalen und auch Zeitschriften abstosse, sei die Welle übler Mittelständigkeit, die einem dort entgegenschlage. Ich gebe zu, dass diese Formulierung überspitzt und respektlos ist, aber an der Tatsache können wir nicht vorbei: unser Gesicht wird von den Konzessionen an den mittelmässigen Mittelstand geprägt. Es gibt eine kleine Gruppe von Intelligenz und Aristokratie, die teils abseits steht, teils heftig kritisiert; einige wenige haben Führungsaufgaben übernommen, teils selbstherrlich, teils aus innerem Anruf. Das Problem der Klassen und Stände innerhalb der homophilen Minderheit hat seine Parallelen zur normalen Aussenwelt. Und so können wir auch hier wie dort zwei Auffassungen vertreten sehen: die einen, die Klassen bewusst durchbrechen und über die Grenzen hinweg «heiraten», und die anderen, die auf Distanz achten und nicht unter ihrem Stand «heiraten». Beide haben gewichtige Gründe für ihr Verhalten anzuführen.

Der Mittelstand ist zahlenmässig dominierend. Er ist anspruchslos und vergnügungssüchtig. Will man ihn bekommen, muss man ihm etwas bieten. Er ist es, der den Ton angibt und das Niveau bestimmt. Setzt man ihm etwas vor, das mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordert, schaltet er ab. Die Sache kommt nicht an. Hohe ethische Forderungen werden für ihn bagatellisiert, hohe Probleme simplifiziert, Freundschaft und Liebe sentimentalisiert.

Man könnte einmal darüber diskutieren. Ich weiss, offen gestanden, keine Lösung.

Jack Argo.